

räumt. Ein gewisses Maß an Rücksichtslosigkeit hat schon Adenauer zum starken Mann gemacht.

Hat Angela Merkel politische Überzeugungen? Immerhin kann sie heute ebenso überzeugt für Mindestlöhne plädieren wie seinerzeit, 2005, für die Steuerpläne des Professors Kirchhof, die auf die Abschaffung der progressiven Einkommenssteuer hinausliefen. Offensichtlich orientiert sie sich zumindest verbal an dem, was Demoskopen ihr über die Wünsche und Stimmungen der Bevölkerung berichten. Vielleicht hat sie keine festen Überzeugungen, aber doch Präferenzen. Immerhin war – und ist, jedenfalls, wenn wir ihr glauben – die FDP ihr Wunschpartner, eine eindeutig marktradikale Partei. Hat dies damit zu tun, dass sie manchmal als Rücksicht auf den Partner ausgeben kann, was sie selbst will? Jedenfalls hat man Merkel selten so animiert und tatendurstig erlebt wie nach dem Leipziger Parteitag 2005. Und schließlich sind die Diktate, die den Südländern – gewiss nicht ohne ihr Zutun – auferlegt wurden, marktradikal gestrickt. Doch was kann ein armer Staat für sein Tafelsilber erlösen, wenn jedermann weiß: Er muss verkau-

fen? Und wer ihre Sprache ernstnimmt, wird feststellen, dass bis heute der Wettbewerb sehr viel häufiger vorkommt als Solidarität, obwohl doch, wer die Nationalstaaten Europas zusammenführen will, mehr auf Solidarität als auf Wettbewerb setzen müsste.

Wie lang reicht das aus?

Dass Angela Merkel nicht mit einer in sich schlüssigen Politik verbunden wird, auch nicht mit eindeutigen Überzeugungen, sondern nur mit einem kleinen – und überdies strittigen – Aspekt einer Politik, macht ihre Popularität verletzlicher, weniger belastbar als die der bedeutenden Kanzler. Die ihr in Umfragen ihr Vertrauen bekunden, würden, genauer befragt, wohl sagen: »Ich weiß zwar nicht genau, worauf sie hinaus will. Aber sie macht ihren Job ordentlich, zuverlässig, fleißig, sie vergeudet unser Geld nicht und sie spielt sich auch nicht auf. Was will ich mehr?«

Das ist viel, zumal für eine Taktikerin der Macht. Wie lange das ausreicht, um Kanzlerin zu bleiben, dürfte auch für diejenigen offen sein, die sich dies wünschen. ■

Klaus Harpprecht

Die Glosse: Das Titel-Tollhaus

Klaus Harpprecht

(* 1927) ist Mit-Herausgeber der *Neuen Gesellschaft/Frankfurter Hefte*, war u.a. Berater von Willy Brandt. Bei *S. Fischer* erschien zuletzt: *Arletty und ihr deutscher Offizier*. 2011 erhielt er nach 1966 zum zweiten Mal den Theodor-Wolff-Preis, nun für sein Lebenswerk.



Um es gleich zu gestehen: Ich habe keinen Dokortitel aufzuweisen. Mein Vater flehte mich einst an: Wenn ich schon

kein ordentliches Studium auf mich nehmen wolle (mit regulärem Staatsexamen I und II, Ziel Studienrat für Deutsch und Geschichte), wenn ich – mit anderen Worten – absolut entschlossen sei, auf Normalität und Sicherheit zu verzichten, dann möge ich doch wenigstens einen Doktor machen.

Ein erfahrener Kollege, dem ich von dem Konflikt erzählte, riet mir lachend, ich solle so bald wie möglich ein Buch schreiben, am besten ein gutes; das sei

mehr wert als der Doktor. Er hatte recht – wenigstens damals; heute bin ich mir dessen nicht ganz so sicher, da manche hoch respektierte Redaktionen den Doktor sozusagen voraussetzen. Hin und wieder erwecken die Oberen jener Publikationen den Eindruck, dass ihnen der akademische Grad wichtiger ist als das Schreibtalent des Aspiranten, als sein Umgang mit fremden Sprachen, seine Welt- und Lebenseingebung, seine Fähigkeit, Wichtiges von Unwichtigem zu trennen.

Als mein erstes Buch erschien, zählte ich immerhin auch schon 27 Jahre, doch ich hatte mich schon sechs Jahre als Journalist durchgeschlagen. Das Promotionsalter liegt heute im Durchschnitt bei 31 Jahren. Für den Start in die Medienarbeit, die junges Temperament braucht, sind die Bewerber – sei es für ein Volontariat, sei es für andere moderne Berufe – nach meiner Einsicht dann schon ein bisschen alt.

In der Regel mühten sich die promovierten Damen und Herren etwa drei Jahre, um eine Dissertation zu verfassen, die – so die Vorschrift – »neue wissenschaftliche Erkenntnisse« zu enthalten hat. Eine Arbeit, die diesen Anspruch erfüllt, lässt sich nicht mehr, wie früher üblich, nebenbei niederschreiben. Im Jahr 2010 wurden in deutschen Landen immerhin 25.000 Dokortitel verliehen. Heißt das im Ernst, dass 25.000 »neue wissenschaftliche Erkenntnisse« gewonnen wurden? Wenn es so sein sollte, dann ist dies nur möglich, wenn die jeweilige Thematik klein-klein abgesteckt wurde. Nur auf einem engen Feld lässt sich »Neues« zutage fördern – vielleicht ein Detailproblem, das dem Professor für das Buch fehlt, mit dem er seit geraumer Zeit zugange ist. Je dürftiger der Stoff, umso stärker die Neigung, ihn bis in die letzten Winkel auszuleuchten. Der Umfang der Dissertationen, für die einst ein paar Dutzend Seiten genühten, ist eben darum auf ein Vielfaches angeschwollen: 200, 300 Seiten. Dies kostet Jahre.

Versenkt in den Abgründen der Archive

Lohnt es sich? Wer liest die Arbeit außer dem »Doktorvater« oder der »Doktormutter« und den Mitgliedern der Jury beim Rigorosum? Im Glücksfall zwei oder drei Studenten, die sich ein verwandtes Thema vorgenommen haben. Dennoch, die Arbeit muss gedruckt werden, so die Vorschrift. Das kostet eine Stange Geld. (Gottlob wird heutzutage auch der billigere Computerdruck akzeptiert.) Früher verstaubten die Kopien in den Regalen. Heute werden die Mikrofilme, seit neuestem die »Sticks«, in den Abgründen der Archive versenkt. Für die Doktoranden in den Bereichen der Naturwissenschaften und der Technik sind die Chancen besser, dass ihre »wissenschaftlichen Erkenntnisse« Interesse und darum mehr Leser finden, weil sie unter Umständen verwertbar sind oder tatsächlich den Blick auf ein (winziges) Feld der terra incognita freigeben.

Aber in den geisteswissenschaftlichen Fächern? Es lassen sich, mit heftiger Mühe, noch immer historische Nebenereignisse, literarische Randprodukte, soziologische Spezialsektoren erforschen. Sind sie wichtig? Muss man sie kennen? Fordern sie nicht, um verständlich zu sein, Bezüge zu den allgemeinen Zuständen der Menschheit, ihrer Geschichte, ihren Denkstrukturen? Ist dazu nicht fast alles hundert- und tausendfach geschrieben worden? Also retten sich Autor und Autorin in ein Gewimmel von Zitaten? Ist die Versuchung nicht groß, dabei den einen oder anderen Namen unter den Tisch fallen zu lassen? Macht es sich nicht besser, da und dort auf die Anführungszeichen zu verzichten, damit die Arbeit nicht wie eine Anthologie wirkt?

Der Doktorvater, der einen Namen hat, merkte nichts, als er den Text endlich las. Kein Mitglied der Jury hob beim Rigorosum zweifelnd den Finger. Bis die Entdeckung von Plagiaten sozusagen zum aka-

demischen Sport avancierte – aus welchen Gründen auch immer.

Nach Jahrzehnten nimmt sich ein computerisierter Eiferer das Werk nächtens vor, lädt einschlägige Literatur auf den Laptop, tüftelt so lange an seinem Maschinchen, bis es Worte, Sätze, Absätze gelb und lila anzeigt, die plagiiert sein könnten. Schließlich schickt er die Meldung in die Welt, dass der Herr Minister, dass die Frau Ministerin sich auf 132 der 325 Seiten ihrer Promotionsarbeit des Plagiats schuldig gemacht haben. SKANDAL!

Der Sündenfall in der einen Partei zieht den in der anderen nach sich. Die alarmierenden Zustände im Direktorium der Bank XY finden rasch ihre Entsprechung im Vorstand des konkurrierenden Geldinstitutes. Das nimmt und nimmt kein Ende. Kann es gar nicht nehmen. Denn es ist zu vermuten, dass kaum die Hälfte der Dissertationen den Test der völligen Unanfechtbarkeit bestehen würde. So bieten sich kaum begrenzte Möglichkeiten, Konkurrenten, politische, ideologische oder professionelle Widersacher schachmatt zu setzen. Mühsam aber unfehlbar.

Der Dokortitel erhöht das deutsche (und nicht nur deutsche) Menschenwesen. Darum konnten ehrgeizige Großaufsteiger wie Franz-Josef Strauß nicht umhin, sich die schmückende Würde dort zu besorgen, wo sie mit geringem Aufwand zu holen war: Damals zum Beispiel an der Universität von Innsbruck. Andernorts war es – ist es – womöglich teurer.

Aber warum die Anstrengung? Meine These: Die deutsche Titelsucht, die im 19. Jahrhundert epidemisch wurde, sollte eine Art bürgerlichen Adel schaffen, der die Verweigerung der Macht durch den immer noch feudalistisch geprägten Staat zu kompensieren hatte. Warum trägt in der angelsächsischen Gesellschaft niemand den Doktor vor sich her wie eine Monstranz, sondern klebt ihn auf den Briefköpfen und Visitenkarten hinten an den Namen (falls er überhaupt sichtbar wird)? In Frankreich

verhält es sich nicht anders (die Ärzteschaft ausgenommen). Die Titelsucht der Österreicher übertrifft freilich noch die der Deutschen (»Küss die Hand, Frau Magister«), auch die der Italiener stellt die Germanen in den Schatten, wenngleich sie dank der selbstironischen Übertreibung nicht gar so bombastisch wirkt. Dort wäre es kaum denkbar, wie beim Empfang einer großen Zeitung beobachtet, dass einer der Redakteure seine Sekretärin, die ihn mit dem nackten und bloßen Namen anredete, anblafft: »Doktor Müller, bitte.« Der Herr wurde denn doch ein wenig rot, als ich ihn fragte, ob dies sein Vorname sei ...

Weg mit dem lästigen Zopf!

Wie werden wir die Sucht endlich los? Der einzige Ausweg: Schafft den Doktor einfach ab (ausgenommen für die Ärzte). Leicht wird das nicht sein. Immerhin besitzen 1,3 % der Bevölkerung den akademischen Grad. Mehr als eine Million Bürger. Eine Million Wähler! Solche, die sich als Mitglieder einer Elite betrachten, im Zweifelsfall der Macht näher als jede andere Schicht. Ihr kollektiver Einfluss darf nicht unterschätzt werden.

Die Entscheidung, ob sie weiter eine Art Edelklasse bilden (oder nicht), ist freilich Sache der Länder... Werden sie sich jemals der Einsicht beugen, dass ein solides bürgerliches Selbstbewusstsein die akademische Erhöhung nicht braucht? Die Entdoktorisierung sorgte zugleich für eine Verjüngung des Führungspersonals der Gesellschaft – und sie sparte eine Menge Geld und Zeit. Lohnt das nicht einen Aufstand der Studentenschaft? Weg mit dem lästigen Zopf! Fort mit dem Titel-Muff! Ehrendokorate dürfen aber in den Todesanzeigen auch künftig genannt werden. ■